

Unser Planet.

B l ä t t e r

f ü r

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t .

N^o 124.

(VII. Jahrgang.)

D i e n s t a g , den 21. Mai.

1836.

Wunderbare Rettung in der Bartholomäusnacht.

(Schluß.)

Auf der Straße stießen Beide auf eine Proceßion. Des jungen de la Force Pferd wurde scheu, und es machte so große Unordnungen, daß er und sein Begleiter in die größte Angst geriethen, denn er sowohl als dieser fürchteten, man möchte Argwohn schöpfen, und der junge de la Force von Einem oder dem Andern erkannt werden. Es lief aber noch glücklich ab, Beide kamen bis an das Stadthor; mittlerweile hatte sich der General-lieutenant v. Born ihnen angeschlossen. Am Thore sagte dieser zu dem wachhabenden Officier:

»Herr Hauptmann! dies ist der Haushofmeister des Herrn Marshalls v. Biron, der den Befehl an dessen Gensd'armie-Compagnie bringen soll, sich hierher zu verfügen, und diesen Pagen, einen Verwandten von mir, schick' ich mit ihm. — Hier ist der Paß Sr. Majestät des Königs.«

Es ist schon gut, gnädiger Herr! erwiderte der Hauptmann, Sie können passiren, wenn es Ihnen beliebt. — So ritt man zum Thor hinaus. Vor solchem sagte der General zu dem jungen de la Force, auf seinen Begleiter deutend:

»Dies ist Herr v. Fraise, er hat die Anweisung, Dich zu begleiten. — Lebe wohl!« Er wandte sein Pferd, gab ihm die Sporen und jagte in die Stadt zurück.

Ganz bestürzt über einen solchen Abschied, fragte der Verlassene seinen Begleiter mit zitternder Stimme: Wohin werden sie mich denn führen?

»Wohin? — Wohin Gott will!«

Ach! seufzte er: »ich flehe zu Gott, daß er mir diese Gnade erweisen möge.«

Nach zwei Tagereisen kamen sie in ein Wirthshaus. Hier war ein Reisender von Stande bereits eingekehrt. Er hatte sieben bis acht Reiter in seinem Gefolge. Er

sprach von nichts, als von der Vertilgung der Hugenotten, freute sich, daß so Viele niedergemetzelt worden, pries den König über seinen Entschluß, wodurch er sich einen unsterblichen Ruhm erworben habe, und bedauerte nur, daß doch noch Einige entwischt wären.

Am folgenden Tage schloß sich ihnen bei ihrer Reise dieser Hugenottenfeind unaufgefordert an. Sie durften es nicht ablehnen, aus Furcht, Verdacht zu erwecken. Man kehrte am Abend gemeinschaftlich in ein Wirthshaus ein. Hier machte es sich der unwillkommene Reisegefährte bequem, er zog einen Schlafrock an. Wie erschrocken der junge de la Force, als er darin den seines ermordeten Bruders erkannte. Es konnte nicht fehlen, daß er die Blicke starr darauf heftete. Der Fremde bemerkte dies und sagte mit teuflischem Grinsen: »Das ist ein liebes Andenken von einem verfluchten Hugenotten, der mit seinem Vater und Bruder glücklich expedirt worden ist. Aber es kränkt mich noch in der Seele, daß wir den Bruder des alten Kegers, den Caumont, nicht erwischt haben. Gerade, als wir vor seine Hausthür kamen, hatte er sich durch die Hinterthüre aus dem Staube gemacht. Hätt' ich ihn ertappt, er wäre jetzt bei seiner verruchten Familie in dem tiefsten Abgrund der Hölle. — Das wär' ihm schon recht!«

Was der junge de la Force bei solchen Aeußerungen fühlen mußte, liegt außer dem Bereiche der Beschreibung. Dieser fanatische Unmensch hatte, was den Flüchtlingen zum Vortheil gereichte, das viertägige Fieber; bei der am folgenden Tage fortgesetzten Reise konnte er nicht so rasch reiten, als sie; sie gewannen dadurch einen Vorsprung und machten sich auf diese Weise von ihm los.

Aber zwei Tage darauf hatten sie ein Abenteuer, das noch nachtheiliger für sie hätte ausfallen können. In einer Stadt kehrten sie in ein Wirthshaus ein, wo sie schon drei bis vier andere Fremde fanden. Natürlich kam das Gespräch sehr bald auf die schauerlichen Ermordungen in der Bartholomäusnacht, und da diese Fremden sich noch

weit größere Schmähungen gegen die Hugenotten erlaubten, als der frühere sich ihnen aufdringende Reisegefährte, so verlor de Fraise die Geduld, eine Uebereilung unter seinen Verhältnissen, die ihm und seinem Schützling sehr verderblich hätte werden können. Er äußerte sich, daß er dieses Verfahren gegen die Hugenotten keineswegs lobenswerth fände, es wäre vielmehr treulos und grausam und ihre Urheber hätten sich dadurch mit ewiger Schande gebrandmarkt. Das gab das Signal zu einem heftigen Wortwechsel. De Fraise wurde nun erst inne, daß er sehr unüberlegt gehandelt, und dadurch bei diesen Leuten den Argwohn rege gemacht habe, er und sein junger Begleiter könnten Hugenotten seyn, die dem Blutbade glücklich entronnen wären.

Er hatte sich auch nicht geirrt. Am andern Morgen machte er sich mit dem jungen de la Force schon sehr früh wieder auf den Weg, um aus dieser Gesellschaft fortzukommen, aber kaum waren Beide eine Strecke geritten, so fanden sie in der Vorstadt schon die Andern gut beritten, mit Pistolen bewaffnet, an der Thür einer Schänke, wo sie sich gütlich thaten. De Fraise und der junge de la Force ritten schnell bei ihnen vorüber, aber nach einer Viertelstunde sahen sie sich von ihnen fast eingeholt. Zum Glück trafen sie auf ein kleines Thal, in solches schlugen sie rasch den Weg ein; und ihre Verfolger verloren ihre Spur; nach einem ununterbrochenen Galoppiren kamen sie in einen großen Flecken an, ehe sie von jenen erreicht werden konnten. Hier machten sie Halt, um sich etwas zu erfrischen. Kurz darauf sprengten auch die Andern herbei und machten ebenfalls Halt. Jetzt suchte de Fraise seine Uebereilung wieder gut zu machen und ihnen den Argwohn zu benehmen, daß er und de la Force wohl Hugenotten wären; er erzählte scheinbar unabsichtlich, wie er den Befehl vom Marschall Biron erhalten habe, seine Compagnie Gensd'armen kommen zu lassen, und er zog dabei den Paß aus der Tasche.

»Hier habe ich dazu ausdrücklich einen Paß von dem Könige selbst unterzeichnet, denn Seine Majestät haben zu beschließen geruht, eine große Armee auf die Weine zu bringen, um alle noch in Ihrem Königreiche etwa übrig gebliebenen Hugenotten gänzlich zu vertilgen.«

Bald darauf setzten die Flüchtlinge sich wieder zu Pferde und ritten weiter. Man ließ sie jetzt ruhig reisen. Keiner derjenigen, die ihnen bisher so eifrig nachgesetzt hatten, dachte daran, sie zu verfolgen. Sie schwangen sich vielmehr auf ihre Rosse und schlugen den Weg nach Paris, den sie gekommen waren, wieder ein. Sie waren ihnen daher unstreitig nur in der Absicht gefolgt, sie als Hugenotten, unterwegs an einem schicklichen Orte zu überfallen und zu ermorden.

Am achten Tage der Abreise von Paris gelangte endlich das Paar auf das Schloß Castelnau des Mirandes, das dem Dheim des jungen de la Force von Caumont gehörte, und wohin sich dieser gerettet hatte. Er empfing den Neffen mit der herzlichsten Freude. Mit

Entsetzen erfuhr er die nähern Umstände von der schauerhaften Ermordung seines Bruders und dessen ältesten Sohnes, aber eben so sehr bewunderte er die unsichtbare Hand der Vorsehung, die seinen jüngsten Neffen aus so vielen und großen Gefahren gerettet hatte. Der Dheim behielt ihn bei sich, wurde dessen Vormund, verwaltete sein väterliches Erbe mit der gewissenhaftesten Treue und noch gewissenhafter wachte er über die Aufführung seines Neffen. Dieser entsprach auch seinen liebevollen Bemühungen so vollkommen, daß der Dheim frei erklärte, er hoffe für die Zukunft mehr von ihm, als von seinem eignen Sohne.

So waren fünf Vierteljahre verflossen, da erkrankte der alte Caumont; er fühlte sein herannahendes Ende. Noch sterbend ermahnte er den jungen de la Force, nie zu vergessen, wie wunderbar ihm Gott am Leben erhalten habe, wie dankbar er dafür seyn müsse, und wie er diesen Dank nur dadurch an den Tag legen könne, wenn er dem Glauben seiner Eltern treu, in der Furcht Gottes und im Vertrauen auf dessen allmächtigen Schutz stets auf dem Pfade der Tugend wandle. Wenige Stunden darauf starb der geliebte Dheim. Der junge de la Force vergaß diese Ermahnungen nicht. Die schauerhaften Auftritte, die er noch so jung erlebt, und die wundervolle Rettung aus Gefahren, die sein Leben mehr als einmal bedrohten, hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüth gemacht.

Er stieg in der Folge, da er sich dem Kriegsdienste widmete, immer höher, wurde Marschall, erwarb sich großen Ruhm und starb in einem Alter von vier und achtzig Jahren.

Der Pseudo Rousseau.

(Fortsetzung.)

Nach acht Tagen erhielt der Chevalier von Sophie Arnould eine Einladung zu einem Diner, weil J. J. Rousseau ihr Gast seyn werde.

Freudig nahm er sie an und mit der gespanntesten Erwartung stellte er sich ein. Er fand Sophien noch allein, sie kam ihm freundlich entgegen.

»Sie sehen, daß ich Wort halte,« sprach sie, »Rousseau muß jede Minute kommen. Ich will nur wünschen, daß er's sich gefallen läßt, statt unter vier, unter sechs Augen zu speisen.«

Sie deutete dabei auf einen runden gedeckten und elegant servirten Tisch mit drei Couverts.

Rousseau trat in's Zimmer, er trug einen ziemlich fahlen dunkelbraunen Rock mit kleinem stehenden Kragen, bis an den Hals zugeknöpft, eine Stutzprücke, Heinkleider, die durch die Rockschöße kaum sichtbar waren, grauleinene Stiefelletten und Schuhe von Rauchleder, in der Hand einen großen Knotenstock.

Sophie hieß den Eingetretenen willkommen und

stellte ihm den Chevalier vor. Rousseau erwiderte keine Sylbe, schüttelte aber sehr verdrießlich mit dem Kopfe.

»Habe ich nun nicht recht gehabt?« flüßelte Sophie dem Chevalier in's Ohr, »er nimmt es sehr übel, noch einen Gast zu finden. Wenn er nur nicht links um macht. Dem muß ich vorbeugen.«

Sie schellte. Ein Bedienter trat ein und setzte die Terrine mit Suppe auf den Tisch.

»Ist gefällig!« sprach die hübsche Wirthin, und nöthigte Rousseau an der einen und den Chevalier an der andern Seite neben ihr Platz zu nehmen.

Man trug eine Schüssel nach der andern auf. Dabei wurden die Gläser oft gefüllt. Sophie unterhielt sich nur mit dem Chevalier, ohne ein Wort an Rousseau zu richten, und so oft der Chevalier es auch versuchte, diesen in ein Gespräch zu verwickeln, so konnte er ihm doch keine Sylbe entlocken. Dagegen aß er aber mit desto größerem Appetit, und sprach dabei der Flasche so tapfer zu, daß er sich einen Rausch trank. Die Stuhluhr im Zimmer schlug sechs. Er zählte die Schläge, sprang dann plötzlich erschrocken auf und rief:

»Voy Element! schon so spät. Da muß ich in die Garderobe!«

Er griff nach Hut und Stock und stolperte zum Zimmer hinaus.

Der Chevalier war wie aus den Wolken gefallen.

»Ist das Rousseau?« rief er aus; »ein sauberer Philosoph! Hoh, wie ein Kartenschieber, der wie ein Scheunendrescher frist, wie ein Schwamm säuft. Dem sich die Zunge nur erst löst, wenn er betrunken ist, und dann ein Paar Worte spricht, wie ein Tollhäusler.«

»Das haben Sie von Ihrer Neugier,« erwiderte Sophie lachend, »ich hab es kommen sehen. Ihre Gegenwart verstimmte ihn, daher hat er den Stummen gemacht. Aus innerem Aerger so übermäßig viel gegessen und getrunken; und seine letzten mürrischen Worte waren aller Wahrscheinlichkeit nach eine in der Trunkenheit schlecht erfundene Entschuldigung, um sich schnell aus dem Staube zu machen. Ich schwör' es Ihnen, unter vier Augen mit mir, ist er ein ganz anderes Wesen.«

Sehr wenig befriedigt von dieser so sehnlich gewünschten Bekanntschaft, verließ der Chevalier die berühmte Schauspielerin.

Er hatte keinesweges mit J. J. Rousseau gespeist. Sophie, um seinen wiederholten zudringlichen Forderungen ein Ende zu machen, überredete den Theaterschneider, bei diesem Diner Rousseau's Rolle zu spielen, denn dieser hatte viele Aehnlichkeit mit diesem in den Gesichtszügen und der Statur. Dazu hatte sich denn auch der Schneider ganz wie der Genfer Philosoph costümiert, nur, da ihm der Wein zu gut geschmeckt, die erhaltene Instruction am Schlusse der Mahlzeit nicht pünktlich befolgt. Nach Sophiens Anordnung sollte er, scheinbar entrüstet, einen Gast zu finden, den Stummen machen, aber gleich nach aufgehobener Tafel sich eben so

entfernen, wie er gekommen war. Der zu reichlich genossene Wein, sein Dienstreifer und der Schrecken, sich etwas in seinem Amte zu Schulden kommen zu lassen, löseten ihm die Zunge und verleiteten ihn, plötzlich aus seiner Rolle zu fallen.

(Fortsetzung folgt.)

B e m e r k u n g .

Wahre Gelehrte und wahre Philosophen haben mehr Verdienst um das menschliche Geschlecht, als ein Orpheus, ein Herkules und ein Theseus; denn es ist weit erhabener und auch schwieriger, civilisirte Menschen von Vorurtheilen zu befreien, als rohe zu civilisiren; es ist schwerer zu bessern, als zu belehren.

E p i g r a m m e

von Franz Eisinger.

1.

Zugegeben.

„Ich baue für die Ewigkeit!“ spricht Daus;
Ach! d'rum geräth auf Erden ihm kein Haus. —

2.

Die Maske.

Noch wüßte Keine so mein Herz zu rühren;
D, sprich: warum so schnell sich demaskiren?!

3.

Vielseitigkeit.

Vielseitig ist Dein Werk? D ja:
Denn Seite heißt auch — Pagina. —

4.

Kokettentränen.

Gleich des Meeres schönster Gabe
Weinst Du Tropfen, groß und licht;
Doch die Perlen Deiner Augen
Kommen aus der Tiefe nicht.

5.

Der geniale Jüngling.

Er hält zum Arzt und zum Poeten
Berufen sich, — o welch' Genie!
So soll denn eine Feder tödten
Die Kranken und die Poesie?!

6.

Der bezweifelte Ritter.

Sein Pergament versicht er laut,
Nun, Jeder wehrt sich seiner Haut.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Leipzig, Mitte Mai 1836.

(Fortsetzung.)

Wie dem sey und wie viele Seufzer über sogenannte Krebs- und durch die verminderten Einnahmen auch in dem neuen Börsegebäude laut oder unterdrückt wurden, daneben in einem neuen Weinestablisement ging es immer flott her und der Nebensaft erquickte in Strömen die durstigen Cossier. Glaube aber Niemand, daß deshalb die anderen Tabagieren, Restaurationen, Conditoreien und Bierschänken (besonders die, welche bayerisches Bier führen) beeinträchtigt wurden; keineswegs!

Ueberhaupt ging es diese Messe sehr fidel her. Ueberall Leben, überall Lust, überall Voll- und Uebermuth. Rintsch's berühmte Schweizerhütte im Rosenthal gleich an Fest-, Sonn- und Geschäftstagen einem Wallfahrtsort, man wo sich statt des Betens mit Essen und Trinken, Dominospielen, Plaudern und Complimentiren, Sehen und Geschenwerden abgibt.

Anziehend vor Vielen waren darin die Gruppen, als sich mehrere größere und kleinere Notabilitäten unserer modernen Literatur gleichsam ihr Rendezvous hier gaben, um ihre Ideen mit einander auszutauschen, neue Pläne für die Zukunft zu besprechen, Freundschaften zu schließen oder zu erneuen, sich an und mit einander zu erfreuen oder auch zu — langweilen. Da machte sich denn zuerst der Aristophanes für die Sitten des Volks in Berlin, Hr. Glasbrenner, nicht nur als witziger Redner, sondern auch pfiffiger Dominospieler bemerkbar, während sein Freund Boas auf derselben Bahn zum Ziele strebte. Neben ihnen lächelte zwischen seinen feinen und feinbebarteten Lippen Freund Stolle, mit sich selbst übereilenden Worten die Kritik überhaupt und besonders die über sein neuestes Werkchen im Gersdorff'schen Repertorium derb bekräftigend, während Hr. Bück in freudigem Selbstbewußtseyn mit der Rechten den Messkatalog aus der Tasche zog in dem sein „Alt und Neu“ als neue Geburt der Romantik glänzt, und in der Linken einen neuen vortheilhaften Contract hielt. In weiterer Entfernung steht Hr. Ortlepp, grollend, daß man seinen Dichterlorbeer übersieht und kaum Herr seines gerechten Unmuths. Mit dreister Rede unterbricht plötzlich Wilhelm Robert Heller, königl. sächs. Notarius publicus und Assessor oder Scabinus, ich weiß nicht welcher Gerichte, Verfasser eines launigen Handwerkschriftchens und eines historischen Romans „der Wende“, das Gespräch über das junge Deutschland, und hat die Freude, daß die ganze Gesellschaft ein Weilchen schweigt, dann aber fortfährt, als sey nichts eingesprochen worden. An jener Ecke des Tisches sehe ich einen jungen schlanken Mann von feiner Haltung, schwarzem Haar und kühnem Augenpaar mit Lebendigkeit den modernen Satz bestreiten: Schiller ist kein Dichter, Schiller ist ein Nichts, nur Goethe ein Etwas. Man nennt mir ein fernes Land als seine Heimath und mit seinen verschiedenen Namens- schiffen (Nun, Nils, Mysel u. a.) scheint er allen Grund zu haben, die Straniera zu spielen. Sein Debüt war geistreich und trefflich. Neben ihm hör' ich lecken Sinn und leckes Wort

die Richtungen unserer Literatur mit vieler geometrischer Gewandtheit bestimmen, die Heine's und Börne'schen Angelegenheiten mit sichrem Tacte sichten und ordnen, die Principien der historischen Novellistik, wie diese seyn soll, darlegen und das Wesen der Charakterromane bündig, doch zuweilen etwas intolerant und capriciös, erörtern. Der niedliche Redner mit dem feinen Bärtchen, auf den eine seitwärts sitzende Blondine ihr rundes Kagenköpfchen gerichtet hat, wird mir Julian Sell genannt. Ihrerseits wird die hübsche Blondine wiederum beobachtet von einem jungen untersehten und gesehten Mann mit mächtigem schwarzen Krückenstocke und schwarz umflossnem Hute. Mein Nachbar, der lange pseudonyme v. Hardenfels, tief vertraut mit der deutschen Literatur und den Geheimnissen der heirathlichen Diplomatie, bezeichnet mir ihn als geschickten und geistreichen Zünger der Themis und Verfasser eines Werkes über Expropriation (in Bezug auf die Anlage von Eisenbahnen) Namens Gustav Alexander Grahl, und ich erkenne mit Freuden in ihm einen Freund, in dessen Arme ich eile. Hierauf mache ich dem Dr. Burckhardt, dem jugendfeurigsten, darum aber auch aller Spes succedendi beraubten Geschichtsdocenten und Beifall- gekrönten Bearbeiter der französischen Revolution mein Compliment, komme noch einmal in die Nähe von Julian Sell, wie er den Grundsatz der Brockhaus'schen Blätter: „Du sollst nicht andre Götter haben neben mir!“ durchführt, und streife dabei an einen kleinen Mann in grünem Rock und mit nachlässig geschlungenem Halstuch, mit slavischem Gesicht und kleinen Ragenaugen, aus denen Geist und Gutmüthigkeit, Mäßigkeit und Unzufriedenheit zugleich sprechen. Hr. v. Hardenfels rühmt mir ihn als Mann von tieferen Kenntnissen, nicht geringer Befähigung, aber zersplitternden und dankbaren Beschäftigungen. Seinen Namen habe ich, leider! vergessen, dafür aber erinnere ich mich noch, daß mir seine Frau, die von einem Prager Fremden von einnehmendem Aeußeren wohl unterhalten wurde, sehr wohlgefiel, weshalb ich ihr feines Gesicht nächstens in einer allegorischen Gruppe, worin Geduld, Sanftmuth, Verschämtheit und Tugend vorkommen, copiren werde. An einem besondern Tische und in besonderer, zum Lachen sehr geneigter Gesellschaft traf ich den immerwährenden Inassen des Schweizerhüttchens, den Hrn. Dr. C. Herlossohn. Schon wollte ich mich dem Präsides der Gesellschaft als wandernden Scholasticus vorstellen, da kam mir der Inhalt eines Lyser'schen Briefes in's Gedächtniß, und ich zog mich eiligst und schleunigst zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Zu Lüttich projectirt man ein Denkmal für Grétry nach einem Entwurfe Geefs.

Auf ein Gastmahl.

Man lud mich jüngst zu Gaste; der Magen ging mit mir;
Doch war er mir nichts nütze, denn Mißg. bedurft' ich hier.